

Zum Gedächtnis von St. Jakob

Autor(en): **Bonjour, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Gedächtnis von St. Jakob

*Ansprache auf dem Schlachtfeld an der Gedenkfeier
vom 26. August 1939*

Von Edgar Bonjour.

In ernster Stunde treten wir auf erinnerungsschwerer Stätte zusammen, um feierlich einen vaterländischen Gedenktag zu begehen, der uns eindringlich an unsere Dankesschuld gegenüber den Kämpfern von St. Jakob mahnt. Nicht um eine Rede zu ihrem Ruhme zu halten, stehen wir da; blosse Worte kommen für ihre Taten, für die Grösse ihres Opfers nicht auf. Wohl aber fühlen wir uns verpflichtet, im Bewusstsein mehrhundertjähriger Verbundenheit uns noch einmal das Geschick der Männer zu vergegenwärtigen, deren Tod für unsere Heimat so entscheidend geworden ist, noch einmal die Tat von St. Jakob zu durchleben und zu durchdenken.

Wenn es dem Menschen schon immer ein Bedürfnis ist, den Sinn geschichtlicher Entwicklung zu begreifen, wieviel mehr noch an diesem Tage, der uns Lebende unerbittlich an den Toten misst. Deutlicher als sonst erkennen wir heute, dass jedes endliche Leben in den Ablauf der Generationen eingereiht ist, in einen sinnvollen gewiss, wenn auch das letzte Ziel uns verhüllt bleibt. Ein Volk, das in keinem lebendigen Zusammenhang mit seiner Geschichte steht, ein Volk, für das die grossen Leistungen seiner Vorfahren bloss beliebige Geschehnisse darstellen, ohne Gegenwartsverpflichtung, hat eine der wichtigsten Lebenskräfte verloren. Denn ohne Glauben an die Vergangenheit kein Vertrauen in die Zukunft. Das eine ist dem Menschen so nötig wie das andere. Glückliche Nation, der das Erbe der Ahnen nicht lastender Druck bedeutet, sondern anspornende, lösende Macht. Dieser lebenspendende Quell fliesst uns allen aus der Erinnerung an St. Jakob. An diesem Ereignis haben alle Enkel gleichermassen teil: die durch Tradition Gebundenen und die radikal Suchenden, um neue soziale und politische Gemeinschaftsformen Ringenden.

Was sich am 26. August 1444 zutrug, ist der Nachwelt stets als Urbild eines schweizerischen Unabhängigkeitskampfes erschie-

nen. Darüber hinaus glaubte man vor noch nicht langer Zeit, in St. Jakob eine bewusst erkämpfte Etappe auf dem steilen Wege zur liberalen Schweizer Freiheit sehen zu können. Als sich dann die Archive öffneten, als man nicht nur die Einzelheiten des Ereignisses, sondern auch die Absichten der kämpfenden Parteien erfassen konnte, da wurde man des Irrtums gewahr, der darin besteht, in die Vergangenheit hineinzutragen, was der Gegenwart naheliegt. Fast hatte es den Anschein, als ob man nun gar in oberflächlicher Gescheitheit und vernunftmässiger Klügelei den Streitern von St. Jakob die Gloriole ihres Heldentumes absprechen wolle, wie denn überhaupt ehrfurchtlose Betrachtung der Vergangenheit in der Entzauberung des Geschichtlichen viel zu grausam vorgegangen ist. Aber wir gestehen, dass auch eine tiefer dringende, modern-kritische Forschung der Tragödie von St. Jakob nichts von ihrem schwermütigen Glanz, dem Symbol nichts von seiner erschütternden Bedeutung zu nehmen vermag. Im Gegenteil: Wir treten heute, da gefährvolle Bedrohungen über uns schweben, mit gesteigerten Empfindungen unserm hohen nationalen Gedenktag gegenüber.

Wie kommt es, dass wir ausgerechnet einer Niederlage festlich gedenken, obgleich der Schatz unserer nationalen Erinnerungen so viele Siegesschlachten aufweist? Liegt es in unserer Scheu vor Ruhmredigkeit? Sicher ist einmal, dass unser Volk keine Helden in solchem Masse liebt wie die unglücklichen, die gefallen sind als Beschirmer der Heimat. Sodann spürt jeder, wie die Katastrophe von St. Jakob ein Ruhmeslicht ausstrahlt, das nur von der Unbedingtheit opferbereiten Einsatzes ausgeht. Und schliesslich wissen wir aufs bestimmteste, dass diese geschichtliche Tat das Schicksal unseres Landes weitgehend mitgeformt hat. Das alles zusammen macht die monumentale Wirkung unserer Schlacht aus, ihren eigentlichen Sinngehalt. Fehlte dieser Sinn, so wäre St. Jakob nur irgend ein historischer Vorfall, und unser Gedenken würde nicht mehr sein als tönendes Erz und klingende Schelle. St. Jakob jedoch geht nicht nur den Geschichtsforscher an, sondern die gesamte Volksgemeinschaft. Denn es ist nicht gleichgültig — heute weniger als je — was für ein historisches Bewusstsein wir im Kerne unseres Wesens behaupten; ruht doch unser Willens-

staat, unsere vielfältige Nation, vor allem auf der Einheit unserer Ueberlieferung; wurzelt doch unser gemeinsames Fühlen, unser Wille, zueinander zu gehören und das Eigene zu behaupten, besonders in der gemeinsamen Vergangenheit. So oft auch unser Volk im Verlauf seiner langen, manchmal heftig bewegten geschichtlichen Entwicklung seine alten Tafeln zerschlug, seine Verehrung für die Kämpfer von St. Jakob erhielt es sich immer unversehrt. Generationen haben aus dem grossen Ereignis Trost und Stärkung geschöpft.

Wir vermessen uns nicht, in die Gedankenwelt der alten Eidgenossen restlos eindringen zu wollen. Ihre Nöte jedoch, ihre Kämpfe und Zerwürfnisse, ihr Wesen und Walten ist im Buch unserer nationalen Geschichte deutlich eingetragen. Wenn wir es bei St. Jakob aufschlagen, so lesen wir von der grossen Arglist der Zeit, was uns seltsam an Gegenwärtiges erinnert: die kleine Eidgenossenschaft der acht alten Orte eingeklemmt zwischen starken Nachbarn, die ihr nicht bloss Bewegungsfreiheit versagten, sondern ihr Lebensprinzip in Frage stellten. Es beleidigte das Empfinden des führenden Adels, dass hier eine Verbindung von ländlichen und städtischen Gemeinden aus eigenem Rechte leben wollte, nach selbstbestimmtem Ziel und Gesetz. Schon damals — wie in späteren Zeiten so oft — bildete die Eidgenossenschaft im Herzen des Kontinents einen staatsrechtlichen Ausnahmefall. Es kam hinzu, dass Europa den Schweizerbauern höhere Gesittung absprach, wobei die Dauerwerte eidgenössischen Freiheitsstrebens völlig verkannt wurden.

Einigemal bereits hatten sich die Eidgenossen der Angriffe übermächtiger Gegner mit Erfolg erwehrt. Jetzt aber traten sie innerlich gespalten gegen das Ausland an. Zürich war von seinen Bundesgenossen abgefallen und hatte sich eng an Habsburg angeschlossen. Seit einigen Wochen schon lagerte das Heer der Kantone vor der abtrünnigen Stadt. Unvermögend, die Zürcher aus eigener Kraft zu retten, gingen der österreichische Adel und endlich auch der deutsche König die grössten Fürsten des Abendlandes um Hilfe gegen die Eidgenossen an. Während der Herzog von Burgund sie verweigerte, erklärte sich der König von Frankreich zur Intervention in die Schweiz bereit. Dabei leiteten ihn weder Neigung zu Oesterreich noch Hass

gegen die Eidgenossen, sondern realpolitische Erwägungen. Er hatte soeben den hundert Jahre währenden Krieg mit England durch einen Frieden abgeschlossen; wie sollte er nun das viele unbeschäftigte Kriegsvolk loswerden? In dieser Lage bedeutete ihm das Hilfesuch Oesterreichs einen willkommenen Ausweg. Vielleicht liessen sich auf dem neuen Kriegszug am Oberrhein für die Krone Frankreichs wertvolle Eroberungen machen. Auf die reiche Stadt Basel vor allem, diesen wichtigen strategischen und wirtschaftlichen Knotenpunkt, hatte es der französische König abgesehen. Bereits am 23. August erreichten seine zuchtlosen Kriegerbanden, von den Zeitgenossen écorcheurs-Schinder genannt, die Umgebung Basels und ergossen sich ins Leimen- und Birstal. Die berittene Vorhut stiess in die Ebene von Muttenz und Pratteln vor.

Ein Teil der im Felde stehenden Eidgenossen belagerte die Farnsburg. Sobald sie vom Herannahen des Feindes hörten, hielt es sie hier nicht länger. Etwa dreizehnhundert Mann ertrugten von ihren Obern die Erlaubnis, den Armagnaken bis zur Birs — nicht weiter — entgegenstürmen zu dürfen. In dieser hitzigen Angriffslust äusserte sich die ungebärdige Urkraft der alten Eidgenossen, die, sobald sie nur im geringsten gereizt wurden, elementar losbrachen, wie der Wildbach sich von den Bergen tosend herabstürzt. Ausser dieser geradezu triebhaften Macht war es auch der Wille, ihr Land vor dem Einfall der Fremden zu beschützen, welcher die trotzigen Gesellen den Schindern entgegenführte; die Sorge für das gefährdete Basel kam erst in zweiter Linie. In Liestal schlossen sich den durchziehenden Eidgenossen zweihundert Knechte aus der Landschaft unter dem Kommando eines Stadtbaslers an. Hier sollen die Eidgenossen das schöne Wort gesprochen haben, das uns zwei vorüberreisende Neuenburger Kanoniker überliefern: „Unsere Seelen Gott, unsere Leiber aber den Armagnaken“. Und nun entluden sich in rascher Folge die Taten, die uns von Jugend her im Gedächtnis eingegraben geblieben sind: das Zurückwerfen des feindlichen Vortrupps bei Pratteln und Muttenz, das Ueberschreiten der Birs entgegen dem Verbote der Hauptleute, und schliesslich der vierstündige Kampf gegen die vielfache Uebermacht oberhalb St. Jakob.

Von den Türmen und Zinnen Basels herab hatten die Bür-

ger beklommenen Herzens zugeschaut, wie sich die Umgebung mit den dichten Scharen der Armagnaken füllte. In der Morgenfrühe des 26. August langten zwei Reiter an, von den Eidgenossen nach dem siegreichen Gefecht bei Pratteln abgesandt, mit der Mahnung an Basel um bewaffnete Hilfe. Der Basler Bote, der den Eidgenossen abschlägige Antwort brachte und sie vor weiterem Vorrücken warnte, wurde von den Vorwärtsstürmenden an der Birs im Zorn erschlagen. Als nun aber die Schlacht bei St. Jakob unentschieden hin und herwogte, verlangte in Basel der gemeine Mann ungestüm, man möge die Verbündeten nicht im Stiche lassen. Durch einen Volksauflauf auf dem Marktplatz wurde der zögernden Regierung der Auszug abgezwungen. Spätere Chronisten haben aus Rücksicht auf das Ansehen der Obrigkeit diesen Tumult verschleiert und verschwiegen, wie sehr die Regierung unter den Druck der Strasse gekommen war. Gegen die Mittagsstunde zogen vier-tausend Bewaffnete mit Stadt- und Zunftbannern aus dem Aeschentor in der Richtung nach St. Jakob. Dort, wo heute das Denkmal steht, kam der Zug plötzlich zum Halten. Denn vorausgerittene Reisige hatten bemerkt, wie ein Teil der Franzosen Miene machte, dem heranmarschierenden Heere den Rückzug nach der Stadt abzuschneiden. Zum Ueberfluss erblickten die Basler nun auch noch das rote Banner der Oesterreicher, die vom Rheine her anrückten. In dieser äussersten Gefahr entschlossen sich die Anführer, auch aus der Stadt unablässig gewarnt, zum Rückzug. Zähneknirschend gehorchte die Mannschaft und kehrte heim in die Stadt, welcher ein Anfall von beiden Flanken drohte. Es ist allzu billig, die Basler wegen ihrer Vorsicht zu tadeln. Denn es ging hier nicht um eine Frage klugen Verhaltens, sondern um die Existenz der Stadt, oder wie ein Augenzeuge aus Basel schrieb: „anders wir werent umb lib und gut kumen, und umb das alles das uns gott je verlichen hat, und umb die stat dorzu“. Die Geschichte freilich, die ihr Urteil nicht am Nutzen und Erfolg bemisst, sondern an der Grösse des Einsatzes und Opfers, verleiht den Ruhmeskranz den untergegangenen Helden von St. Jakob, und nur zu ihrem Preis führt Klio den Griffel.

Als für die kämpfenden Eidgenossen jede Hoffnung auf Hilfe geschwunden war, brachen sie die offene Feldschlacht

ab und wollten über die Birs zurückkehren, fanden diese aber von Feinden besetzt. Da zogen sie sich in das nahegelegene Siechenhaus von St. Jakob zurück, dessen Mauern und Garten ihnen einige Ruhe und Schutz versprach. Hier, an dieser Stätte des Jammers, spielte sich der letzte Akt der blutigen Tragödie ab. Man kennt aus unsern Geschichtsbüchern die farbenprächtigen Schilderungen, von der nachschaffenden Phantasie der Enkel entworfen. Wir vermögen heute die untergehenden Kämpfer nicht anders zu sehen, als wie Ferdinand Hodler eidgenössische Krieger gemalt hat: kraftgeschwellte, steifnackige Gestalten, im Blick zornmütigen Trotz und verhaltenen Ingrim, aus offenen Wunden blutend, mit letzter Anstrengung Steine schleudernd oder den Zweihänder schwingend, das Haupt schon von den Fittigen des Todes umweht; ein letztes hohes Aufblitzen der Lebenskraft vor dem Erlöschen. Dreizehnhundert Eidgenossen und Verbündete wurden hier aufgerieben, der Gedenkstein unserer Toten zählt sie auf: „Berner, Luzerner, Urner, Schwyzer, Unterwaldner, Glarner, Zuger, Solothurner, Neuenburger, Basler.“

Der Eindruck solchen Wehrgeistes auf die Zeitgenossen war ein unerhört starker. Aus den zahlreichen schriftlichen Zeugnissen, in denen die Bewunderung für den Mut der Schweizer nachklingt, erwähnen wir nur ein einziges, dasjenige eines französischen Adligen. Er hatte schon an vielen andern Schlachten teilgenommen, bekannte jedoch nach dem Tage von St. Jakob „qu'en leurs temps ils n'avoient veu ni trouvé aucunes gens de si grande defense, ny tant outrageux et temeraires pour abandonner leurs vies“. Aber überzeugender als durch alle Bekenntnisse wird uns die Wirkung der Schlacht bewiesen durch die Entschlüsse der Franzosen. Diese verzichteten auf ein weiteres Eindringen in die Eidgenossenschaft. Nach wochenlangen Verhandlungen mit Basel zogen sie ab. So hat der Opfertod der Eidgenossen doch Basel gerettet.

Innerhalb eines Monats fand ein vollständiger politischer Frontwechsel, eine politische Achsendrehung statt, welche die Dinge ins Gegenteil verkehrte. Durch den Frieden von Ensheim wurden die Franzosen aus den gefährlichsten Feinden der Eidgenossen ihre Verbündeten. Hier knüpft sich das Verhältnis

zu Frankreich an, das fortan auf lange hinaus das Schicksal der Schweiz bestimmen sollte.

Der schönste Ertrag des Kampfes bestand darin: Auf dem Schlachtfeld von St. Jakob wurde der Eintritt Basels in den Bund vorbereitet. Nunmehr standen die Basler in den grossen Auseinandersetzungen der Schweiz mit dem Ausland auf Seiten ihrer eidgenössischen Waffenbrüder. Wenn sich die alte Freundschaft im Schwabenkrieg auch bis zur Neutralität abkühlte, so vermochte dies den völligen Anschluss Basels an die Eidgenossenschaft doch nicht zu verhindern. Was dieser Zusammenschluss für beide Teile bedeutete, für Basel und für die Schweiz, erzählt eine Geschichte von über vierhundert Jahren.

So ist uns St. Jakob kein Tag von vernichtender Schicksalswucht. Wohl gehört er zu unsern schmerzlichsten, aber auch fruchtbarsten historischen Erinnerungen. Hier wird Zeugnis abgelegt vom Werte männlichen Wehrwillens, von der Notwendigkeit unbedingten Zusammenhaltens aller Glieder des Volkskörpers, von der Grösse opferwilliger Hingabe für die Bewahrung überlieferter, sinnvoller Daseinsformen. Damit verwandelt sich die nationale Tradition zum nationalen Auftrag: Uns selber und unsere staatlichen Ordnungen mit reinem Geiste zu erfüllen, um für unsere teuersten Güter uns einsetzen zu können mit den sittlichen Kräften der gesamten Nation; unserer nationalen Existenz einen hohen Daseinssinn einzuhauchen, an den wir alle zu glauben vermögen, der uns ganz durchwärmt; unablässig an der Klärung unseres schweizerischen Bewusstseins, in welches die menschlich-europäischen Werte einbezogen sind, zu arbeiten, da nichts Besitz ist, was nicht immer neu errungen wird.

Die nationale Eintracht, die der Gesamteidgenossenschaft zur Zeit der St. Jakobsschlacht abging, fehlt uns heute nicht; wir anerkennen es freudigen und dankbaren Herzens. Bedeutet sie aber wirklich mehr als das blosses Zusammenstehen gegen einen Dritten? Ist sie eine echte Gesinnungs- und Willensgemeinschaft? Wird sie Bestand haben, auch wenn die Weltverhältnisse sich verschieben? Wird dann bei uns nicht wieder das Auseinanderleben der Stände einsetzen? Wir verscheuchen derartige Sorgen, wenn wir uns anstrengen, unserer gegen-

wärtigen Verbundenheit Dauer zu verleihen, wenn wir uns bemühen, unsere nationale Eintracht, die stets stärker sein soll als jede noch so berechtigte Sympathie für gewisse Teile des Auslandes, zu festigen. Diesem Ziele gilt unser nächstes Anliegen; denn im Frieden bereitet sich vor, was in der Stunde der Entscheidung wirken soll.

Und im Hause sowie in der Schule wird gebildet, was später der Allgemeinheit dient. Es ist unsere Pflicht Verständnis zu wecken, nicht nur für die Wesensart der Eidgenossen anderer Sprache, sondern namentlich für die Eidgenossen, die andern sozialen Schichten des Volksganzen angehören; wir müssen Brüder in der Tiefe des Sinnes werden, sodass jeder zum andern unerschütterlich steht. Beweisen wir, jeder von uns, durch unser tägliches Leben, dass Gerechtigkeit, Duldsamkeit, Opferwille die Voraussetzungen unserer menschlichen und staatlichen Gemeinschaft darstellen. Lernen wir, das Ich der Allgemeinheit ein- und unterzuordnen, uns im Dienste des Gemeinwohls selber zu vergessen. Wir brauchen Männer, die gerade und zuverlässig denken und handeln, die leistungsfähig und verantwortungsfreudig Aufgaben auf ihre Schultern laden und ihnen genügen. Wir haben Bürger nötig, die der Heimat im Kleinen und Grossen die Treue halten, wie es die Wägsten und Besten unseres Volkes je getan. Solcher Männer bedarf ein freies Volk, das seinen Staat auf dem freien Dienste der Volksgenossen am Volksganzen aufgebaut hat, und dessen Kraft in der sich einfügenden Selbständigkeit des Einzelnen beruht, nicht in der Masse.

Es gibt nicht nur ein Heldentum des Sterbens, sondern auch ein Heldentum des Lebens: Gestärkt von dem, was an der Vergangenheit gut war, würdig die Gegenwart zu bestehen und wagemutig, unter furchtlosem Einsatz seines ganzen Wesens, die Zukunft vorbereiten zu helfen. In dieser Gesinnung liegt unser staatliches, ja unser nationales Schicksal beschlossen.

Eine Generation übergibt der andern die nationale Verantwortlichkeit und trägt sie vor der Geschichte. Aus der Geisterschar der Toten von St. Jakob dringt die unendlich ernste Frage an unser Gewissen, ob wir noch des gleichen Opfers fähig seien. Wie gerne würden wir das bejahen und damit unserer Vaterlandshymne recht geben. Aber Worte bedeuten hier wenig,

Taten alles. Wir leben in einer rasch veränderlichen, alles auflösenden Zeit, in der nichts Festes Bestand hat, auch nicht unsere international garantierte Rechtslage. Was Europa durchbraust, durchbraust auch uns. Niemand weiss, wie lange uns ein gnädiges Geschick unsere äussere Unabhängigkeit und innere Freiheit, die Voraussetzungen schweizerischen Daseins, unangetastet lässt. Erst wenn wir vor äusserste, letzte Entscheidungen gestellt sein werden, wird sich erweisen, ob wir unsern Ahnen entsprechen. Erst dann wird sich zeigen, ob der alt-eidgenössische Wahrspruch noch heute ungeschwächt gelten darf: *Helvetiorum fides ac virtus.*